Wissen en miniature

Episteme in Bewegung

Beiträge zu einer transdisziplinären Wissensgeschichte

Herausgegeben von Gyburg Uhlmann im Auftrag des Sonderforschungsbereichs 980 "Episteme in Bewegung. Wissenstransfer von der Alten Welt bis in die Frühe Neuzeit"

Band 19

2021 Harrassowitz Verlag · Wiesbaden

Wissen en miniature

Theorie und Epistemologie der Anekdote

Herausgegeben von Matthias Grandl und Melanie Möller

2021 Harrassowitz Verlag \cdot Wiesbaden

Die Reihe "Episteme in Bewegung" umfasst wissensgeschichtliche Forschungen mit einem systematischen oder historischen Schwerpunkt in der europäischen und nicht-europäischen Vormoderne. Sie fördert transdisziplinäre Beiträge, die sich mit Fragen der Genese und Dynamik von Wissensbeständen befassen, und trägt dadurch zur Etablierung vormoderner Wissensforschung als einer eigenständigen Forschungsperspektive bei.

Publiziert werden Beiträge, die im Umkreis des an der Freien Universität Berlin angesiedelten Sonderforschungsbereichs 980 "Episteme in Bewegung. Wissenstransfer von der Alten Welt bis in die Frühe Neuzeit" entstanden sind.

Herausgeberbeirat:

Anne Eusterschulte (FU Berlin) Kristiane Hasselmann (FU Berlin) Andrew James Johnston (FU Berlin) Jochem Kahl (FU Berlin)

Klaus Krüger (FU Berlin)

Beate La Sala (FU Berlin)

Christoph Markschies (HU Berlin)

Tilo Renz (FU Berlin) Anita Traninger (FU Berlin)

Gefördert durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) – Projektnummer 191249397 – SFB 980.

Abbildung auf dem Umschlag:

Charles-Nicolas Cochin (graveur) / Jean-Baptiste Oudry (illustrateur), "Fable XIV. Simonide préservé par les Dieux", in: *Fables choisies, mises en vers par Jean de La Fontaine. Tome 1*, Paris 1755, p. 27. © Bibliothèque nationale de France

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über https://dnb.dnb.de abrufbar.

Bibliographic information published by the Deutsche Nationalbibliothek The Deutsche Nationalbibliothek lists this publication in the Deutsche Nationalbibliografie; detailed bibliographic data are available on the internet at https://dnb.dnb.de.

Informationen zum Verlagsprogramm finden Sie unter https://www.harrassowitz-verlag.de

© Otto Harrassowitz GmbH & Co. KG, Wiesbaden 2021
Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen jeder Art, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und für die Einspeicherung in elektronische Systeme.
Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

Druck und Verarbeitung: Memminger MedienCentrum AG Printed in Germany

ISSN 2365-5666 ISBN eISSN 2701-2522 Ebox

ISBN 978-3-447-11540-7 Ebook ISBN 978-3-447-39006-4

Was weiß die Anekdote – und wie? Grundlinien einer Theorie der Lücke (nach Sueton)

Jürgen Paul Schwindt

Sueton ist der Mann, bei dem ich bisher immer aufgehört habe. Beim Forschen, beim Fragen, beim Denken. Selbst in meiner Habilitationsschrift, die doch vor allem von ihm hätte handeln sollen: Prolegomena zu einer Phänomenologie der römischen Literaturgeschichtsschreibung, versagte die Neugierde just an dem Punkt, wo Sueton auf den Plan trat. Untertitel: Von den Anfängen bis Quintilian. Gründe, ihn unsympathisch zu finden, gab es zuhauf: Die Literaturgeschichte v. a. des 19. Jahrhunderts geißelte ihn ob seiner Mitteilsamkeit, seiner Geschwätzigkeit, seiner problematischen Quellenbehandlung, seiner unsteten Gliederungskunst. Mir scheint, die gesamte deutschsprachige Arbeit am Autor ist im 20. Jahrhundert ausschließlich von dem Bemühen geleitet, das Ordnungsprinzip seines Gesamtwerks (des Pratum) wie besonders des Viten-Corpus zu bestimmen. Auch mein eigener Zugang war indirekt noch auf das Problem der Disposition bezogen, indem ich im Ausblick meines Buches Sueton und den Älteren Seneca zu Vorläufern serieller Kompositionsverfahren erklärte. Die postmoderne Theorie der Geschichte hatte uns gelehrt, dass die 'großen Erzählungen' auf Abstand zu halten seien. So erkannte ich in der Anekdote den strukturellen Baustein einer Geschichtsschreibung, die nur die Essenz der Erzählung in Form eines narrativen Kondensats verabreichte. "Brühwürfeltheorie" nannten das wohlmeinende Witzbolde. Ich habe sie nie zu einer satisfaktionsfähigen Theorie der Geschichte ausgearbeitet.

Unsympathisch war mir der Autor auch, weil mich meine literaturwissenschaftlichen Kolleginnen und Kollegen immer nur nach Suetons Kaiserbild und seinen Pathologien fragten. Nein, eigentlich fragten sie nicht nach Suetons Kaiserbild und seinen Pathologien, sondern nach den Kaisern und ihren Pathologien; und an mir war es dann immer zu sagen, dass sie sich den Autor einmal genauer anschauen sollten. Sueton war immer der, der zwischen uns und dem wirklichen Leben stand. Im Laufe der Jahre fing ich an, ihn als Barriere zwischen uns und den Kaisern zu schätzen. Das Dümmste, was man – so dachte ich – tun konnte, war, dass man die Barriere niederriss und so den Schutzraum beseitigte, der das Leben der Kaiser vom übergriffigen Urteil einer Nachwelt trennte, die um jeden Preis wissen wollte, was wie wirklich gewesen ist.

Mein alter Bielefelder und jetziger Berliner Kollege Aloys Winterling hat mit seinem Caligula-Buch, in dem er "unser" Bild des Kaisers von allem befreite, das ihn in meinen Augen zu einer interessanten Figur machen konnte, Furore gefeiert.

DOI: 10.13173/9783447115407.031

Selbst die großartige Szene, in der Caligula seinen Lieblingshengst in den Senatorenrang erhebt, blieb nicht unangetastet. Die Rede von der ständisch-lobbyistischen Geschichtsschreibung dient in unseren Tagen noch immer als Allzweckerklärung für die mangelnde Eignung der zeitgenössischen Literatur zur Deutung des Prinzipats. Dabei wäre aus ihr so ziemlich alles zu lernen. Vielleicht nicht, was sich die akademische Geschichtsschreibung erhofft, aber doch so manches, das uns hilft, uns ein Bild von den Fragen, den Einstellungen und Sehweisen, den Zu- und Abneigungen, den Ängsten und Sehnsüchten der Epoche zu machen ...

Als wir im Frühsommer 2014 am Trinity College der Universität Dublin den 2000. Todestag des Augustus zum Gegenstand des Nachdenkens über die Literatur, die seinen Namen trägt, machten, war klar, dass jetzt auch ein Blick auf die Vita des Sueton fallen müsste. Erste Sondierungen zeigten: Hier war jenseits der Überprüfung der historischen Daten und Fakten noch fast alles zu tun. Vor allem fehlte es an Lektüren, die auf etwas anderes aus waren als auf die Vervollständigung unseres Wissens über die prägende Figur der Epoche. Und weil die Erwartungen im Falle des großen Friedensherrschers ins Maßlose gingen, musste die Darstellung des Sueton am Ende stets hinter dem Bild, das man sich von ihm machte, zurückbleiben. Es kam noch etwas hinzu: Mit Sueton war die Geschichtsschreibung nach den älteren Versuchen v. a. des Varro und des Nepos endgültig dazu übergegangen, ihr Feld biographisch zu bestellen. Man darf, glaube ich, sagen, dass diese Form der Geschichtsschreibung das erfolgreichste Konzept der Weltliteratur begründet hat. Es ist danach fast nicht möglich, den frühen Versuchen des Sueton so unbefangen gegenüberzutreten, dass nicht doch alle naselang unsere Seh- und Rezeptionsgewohnheiten in die antike Textur hineingemengt werden.

Unsere ersten Flugversuche machten uns Lust auf mehr. Zunächst gewann ich an der Erzählung vom Tode des Augustus ein Strukturbild von der – ich möchte im Rückblick sagen – Poetik oder, schlichter, Machart oder, vielleicht treffender, Gangart des augusteischen Prinzipats. Ja, "Gangart' trifft es ganz gut. Wie bewegte sich der Kaiser in seinen letzten Tagen? Welche Wege ging er, welche mied er? Wie sah er – in den Augen seines Biographen – die Welt? Wie wandte er sich ihr zu oder von ihr ab? Wie sprach er zu ihr? Was kommentierte er wann und wie? Und zu welchen Gelegenheiten? Gibt es im Leben eines Kaisers Gelegenheiten? Oder schafft er sie nur? Er, das Zentrum der Bedeutung ... Und was heißt Bedeutung in einem Menschenleben, das schlechthin bedeutend ist? Und wie spricht man darüber, wenn alles bedeutend ist? Was heißt dann Erzählung?

Und welches war sein Selbstverhältnis? War er Leib oder Geist? Wie interagierten Leib und Geist? Wie starb er? Starb er überhaupt? [Eine Frage, die sich v. a. auch im Falle des Tiberius und Caligula stellt.] Und gesetzt den Fall, dass er starb: Was geschah mit seiner Leiche, seinem Leib, seinen Worten, seinen Verfügungen? Und welches ist der Blick des Biographen auf diesen Geist, auf diesen Leib? Was tut oder sagt ein Biograph, wenn der Bios seines Mandanten am Ende ist? Wie markiert er den Übergang? Gibt es einen Übergang? Was braucht man für einen solchen Übergang? Und wann geht es wie wo hinüber? Fragen über Fragen. Aber

es gibt auch erste Antworten. Wir sahen, dass die Bewegungen des Kaisers im Raum schon lange, bevor sich ihm sein Leben zum pointierten Wort vom Mimus des Lebens verdichtete, die Struktur von Theaterrund, von Umblick und Theater beschrieben. Auch sahen wir, wie er sich vorbereitete zum großen letzten Tausch. Das beginnt im Schlussbogen der Erzählung damit, dass er sich beim zensorischen Reinigungsopfer von Tiberius vertreten lässt (§ 97, 1); später spendiert er seinen Begleitern je vierzig Goldstücke, damit diese davon zur Erwiderung der freundlichen Huldigungsgeste(n) ausschließlich alexandrinische Waren kauften (§ 98, 2); "aber auch an den folgenden Tagen, die ihm noch blieben, verteilte er neben diversen kleinen Geschenken zusätzlich Togen und Mäntel, nachdem er ein 'Gesetz' erlassen hatte, wonach die Römer sich griechisch, die Griechen sich römisch kleiden und unterhalten sollten" (sed et ceteros continuos dies inter varia munuscula togas insuper ac pallia distribuit, lege proposita ut Romani Graeco, Graeci Romano habitu et sermone uterentur, § 98, 3). Man sieht, dass die Anekdote das kongeniale Medium ist, den Sphären- und Statuswechsel vorzubereiten, wenn der Gegenstand der Biographie ins Licht des Todes gerückt, wenn Biographie zur Erzählung vom Tode wird. Die Anekdote ist die Form, in der Kleinigkeiten ... ich will nicht sagen: als etwas Großes behandelt, aber doch für einmal (unter den Bedingungen der Entlastung von der Produktion von Bedeutung) für etwas angesehen werden, das potentiell das Große vertritt oder ersetzt oder ist. Das ist keine Kleinigkeit! Die Anekdote hat Teil an der Bedeutsamkeit ihrer Figuren, setzt diese allerdings in eine andere als die erwartete Münze um, wenn sie Bedeutung nicht durch narrative Kontextualisierung, sondern kontraintuitiv durch die Thematisierung der Ausnahme gewinnt. Die Anekdote liefert also zunächst nichts, das sich der Verbindung mit anderem bekannten Wissen anbietet, sondern vielmehr etwas, das dieser Verbindung zuwiderläuft, indem sie auf dem Unzusammenhängenden ihres Gegenstandes besteht. Ihr Name schützt sie, weil, was sie aussagt, weder besonders verbürgt noch überhaupt zur weiteren Verbreitung bestimmt ist. Die Anekdote sorgt für die Überlieferung auch des unverbürgten Wissens. Als Literaturform spielt sie mit dem epistemischen Status ihres Gegenstandes: Sie rückt ihn in das Prekariat der unverbürgten Wissenschaft und erhält zugleich deren Anspruch lebendig, doch auch Einfluss auf die Bilder und den Glauben zu nehmen, die gerade auf diesem Boden trefflich gedeihen. Die Anekdote ist die Anwältin des Nichtwissens als des ungekannten, im Bedeutsamkeitsreden verschatteten Lebens. Die Anekdote rechnet auf die Bereitschaft ihrer Rezipienten, ihr alles und jedenfalls mehr zuzutrauen als den traditionell angesehenen Formaten der Geschichtserzählung. Sie rechnet auf den Bund der Futterneider, die allein das unscheinbar Daherkommende von dem Generalverdacht ausnehmen, der auf jede große Erzählung fällt. Ganz pragmatisch gesprochen, ist schon die Fallhöhe geringer, wenn die anekdotische Reportage sich als Münchhauseniade erweist.

Das Wissen der Anekdote ist eines, das fast jeden großen Belastungstest besteht. Es passiert jede Probe, sei es als Zeugnis, affirmativ, sei es als Ausnahme und damit als Bestätigung der Regel. Seine unangreifbare Stärke ist, dass von

ihm nichts erwartet wird. Es ist ein saturnalisches Wissen. Und dies in einem doppelten Sinne: Zunächst als Form der Verkehrung! Dieses Wissen wird unter epistemisch eigentlich nicht satisfaktionsfähigen Bedingungen erzeugt. Seine Geburtshelfer sind der Witz, die Gelegenheit, aber auch die Banalität. Sodann: Dieses Wissen ist ein Lebenswissen, das in den natürlichsten Kontexten erscheint. Es entspringt demjenigen, das man nie für einen würdigen Quell des Wissens gehalten hätte. Es entspringt aus einem Schoß, den man für unfruchtbar gehalten hatte. Es ist ein atavistisches Wissen, das dem kollektiven Vorbewusstsein der wissenden Menschheit entspringt und, so sich den Mutterwitz seiner Herkunft zunutze machend, epistemisch kulturalisiert. So wie die Herrschaft des Saturn als regionale unter dem Regiment des Zeus und der Olympier fortbesteht und in dieser dem geschichtlichen Leben in merkwürdiger Weise entrückten Form sogar zum Idealbild eines leidlosen Lebens unter einer generösen Herrschaft werden konnte (das Zeitalter des Saturn als aurea aetas), muss sich auch das anekdotische Wissen nicht an gewöhnlichen Maßstäben messen lassen. Es hat seine Wahrheit in der augenblickhaften Evidenz, die der Struktur ihrer narrativen Entfaltung kongruiert. Es wäre töricht, die Wahrheit der Anekdote ernsthaft bestreiten zu wollen. Sie lässt sich freilich immer nur an dem messen, das keinen Teil hat an der wissenschaftlichen Kompetition. Sie ist der vollkommene Ausdruck des Unwiderleglichen der Geschichte. Man müsste dabei gewesen sein, um ihren faktualen Kern zu widerlegen. So spielt sie mit den primitiven Sehnsüchten eines Publikums, das wissen will, wie "es" gewesen ist. Sie bedient scham- und gnadenlos den Voyeurismus einer Leserschaft, die vor allem nach einem verlangt: nach schadloser Zeugenschaft. Auf den Produzenten oder Tradenten fiele es zurück, wenn sich das Reportierte als unwahr erwiese. Darin gleicht die anekdotengesättigte Form der Geschichte der Pornographie: Unbekümmert um die Zurüstung der Szene genießt man sie als beglückenden Ernstfall. Der pornographische Autor aber kann nicht scheitern, weil die Abwesenheit des distinguiert-charakteristischen Sentiments geradezu die Voraussetzung seines Erfolges ist. Auch die Pornographie liefert Geschichte als Lücke. Nur die Requisiten (Büro, Schlafzimmer, Bad, Küche) erlauben die Rekonstruktion einer Erzählung, deren Höhepunkt umstandslos ausgeleuchtet wird. Auch die Pornographie treibt ihr Spiel mit der Bewirtschaftung jener Zonen, die nicht für die Öffentlichkeit bestimmt sind. Sie gibt aus, anekdidosi(n), was zur Ausgabe nicht bestimmt ist. Sie zeigt, was für die Anzeige nicht gemacht ist. Wenn sie doch Diskretionsmomente einzieht, spricht man in der Filmbranche von Erotik, in der Geschichtswissenschaft nennte man es wohl Versagen.

Interessant wird es, wenn eine ganze Gattung, eine etablierte zumal, ihre innere Bauform restrukturiert und etwas, das vorher randständig war und über den Status einer Ergänzung, die im Prinzip auch fehlen konnte, nicht hinauskam, zum bestimmenden Moment der Komposition umbildet oder vielleicht gar nicht so sehr umbildet, sondern es vielleicht einfach so oft wiederholt, dass es mit einem Mal die prominente Figur der Darstellung ist. Die Anekdotenhäufung entlastet den

Autor nicht nur von der mühseligen Aufgabe, Geschichte auch in größeren Bögen, etwa in ihren Fernbezügen zu denken, sondern gewinnt sogar an Wirkung, wenn sie, Situation an Situation knüpfend, immer nur auf die kurze Distanz beschleunigt und Evidenzeffekte schafft, die in der geschichtsphilosophischen Konstruktion weit weniger leicht zu erzeugen sind. Die anekdotische Geschichtserzählung ist ein Wahrheitskuchen, der eigentlich immer funktioniert, weil Wahrheit immer nur im Moment ihrer plastisch-szenischen Entfaltung aufgerufen wird. Das geschichtliche Material realisiert und verifiziert sich performativ. Man bemerkt es nicht sogleich, dass man eigentlich immer nur der *ad hoc*-Auffüllung einer Lücke beiwohnt, die man selbst kaum je bemerkt hätte. Die Anekdote ist ein Zuviel. Die Anekdote ist ein rechter Luxusartikel. So blüht sie in einer Zeit, wo Bildung zum Massenphänomen wird, in der Zweiten Sophistik.

Nun, was interessiert mich an der Anekdote? Ich möchte behaupten, dass die Anekdote als literarische Kurzform, darin dem Epigramm nicht unähnlich, geeignet ist, die Erkenntnisweise(n) der Literatur besonders prägnant zur Darstellung zu bringen. Die Anekdote lässt sich gewissermaßen als eine Versuchsanordnung beschreiben, in der das markanteste Moment des gewöhnlichen Experiments außer Kraft gesetzt wird: Die Struktur des "Immer wenn, dann". Die Erkenntnis, die die Anekdote zu Tage fördert, ist nicht verallgemeinerbar. Auf dem Förderband liegt nicht das der Tiefenschürfung entrissene Bruchstück des Allgemeinen, sondern das Besondere. Dies Besondere ist, wenn ich das so pointiert sagen darf, die Ausnahme vor ihrer Nobilitierung zum Beispiel. Das Köstliche an der anekdotischen Geschichtsschreibung ist also, dass sie für den moralischen Unterricht gerade nicht zu gebrauchen ist. Sie liefert das Richtige immer nur als das Unbrauchbare und fördert so nichts als den isolierten Charakter eines verhinderten Helden. Ich muss einen Augenblick der Versuchung widerstehen, in den modernen Boulevard- oder Massenmedien so etwas wie die originellere Nachhut des Trosses einer die Politik zu Tode erklärenden Presse zu sehen. Zu den prägenden Erfahrungen meiner Jugend gehörte der Vorarbeiter, der seine Anstellung in einem städtischen Dienstleistungsbetrieb dazu gebrauchte, den ihm für die Länge der Ferien unterstellten Studenten und Schülern die Welt allein aus der Bildzeitung zu erklären. Ich habe eigentlich nie erlebt, dass dieser temperamentvolle, rhetorisch begabte Mann bei seinen detailfreudigen Untersuchungen der komplexen Systeme von Politik und Gesellschaft, Wirtschaft, Kirche und Sport auf eine andere Quelle als auf Springers Massenblatt rekurrierte. Die neben der Thermoskanne und der immer halb geöffneten Stullendose wie eine Seekarte ausgefaltete Zeitung war das Tor, das uns nahezu alle Phänomene in Welt und Leben der anderen erschließen konnte. Es war wohl eine frühe Variante dessen, was wir heute 'public history' nennen. Wir machten die Geschichte, und wir machten sie vermöge dieses publizistischen Bodensatzes, der es erlaubte, im Wundersamen der Welt das irisierende Gegenspiel der allgemeinen Langeweile zu erkennen, die sich – davon waren wir überzeugt – draußen im Lande breitgemacht hatte. Wir beschlossen, dieses Medium zu lieben, schon weil es Konsens der Gebildeten war, es zu verabscheuen.

Wie aber gelingt Welterklärung im Medium einer Berichterstattung, die alles ausspart, was in den Erzählungen, die die Geschichtswissenschaften über die Welt, so wie sie sein soll, verbreiten, begegnet? Kann ich durch Lücke(n) bilden? Ja, ich kann. Und kann es vielleicht besser als in jedem anderen Modell, das mir die Erfahrung der Lücke erspart. Als Kind liebte ich immer die Geschichte, die die Älteren sich erzählten, wie sie in frühen Kindertagen, in der Not von Krieg und Vertreibung nur ein einziges Buch ihr eigen nannten. Dieses Buch lasen sie wieder und wieder und lernten aus ihm alles zu schöpfen, was sonst ganze Bibliotheken füllte. Sie schulten ihr Denken und ihre Imagination an einem einzigen Buch. Die Erfahrung der Lücke, des Mangels und des Begehrens macht intelligent. Die Erkenntnis der Nichtübereinstimmung von Welt und Reportage schafft Wut-, aber auch Witzbürger, die, angeleitet durch die Erfahrung des Inkommensurablen und Nichtidentischen, zu wirklich aufgeklärten Subjekten des politischen Diskurses werden.

Es gibt noch mindestens einen weiteren Grund, warum wir uns seit ein paar Jahren der Geschichtsschreibung des Sueton zuwenden. Er führt, so hoffe ich, ins Zentrum unserer Fragestellung. Die Geschichtsschreibung des Sueton ist als ein Feld der Gesten oder, wie ich es in meinen Forschungen zu den Dichtungstexten der augusteischen Literatur nenne, der "radikalen Politik", zu entdecken. Wenn der Eindruck nicht täuscht, ist die Anekdote diejenige Form der Mitteilung, die - und ich bediene mich jetzt einer Unterscheidung, die Maximilian Haas in einem Vortrag "Zur Gestualität der Texte" (am 19. Dezember 2016 vor dem Heidelberger SFB "Materiale Textkulturen") mit Verweis auf Varros Bestimmung in Erinnerung gerufen hat - die acta als gesta kommemoriert. Wenn ich das Problem, um das es hier geht, frei umschreiben darf, würde ich sagen, die Geste ist dasjenige Handeln, das geeignet ist, eine Politik diesseits ihrer Ratifizierung zu begründen. Sie ist verantwortungslos und unabgestimmt. Sie ist die Daguerreotypie des Menschen im Augenblick, da er sich selbst die oder eine Verfassung gibt. Folgenabschätzungsfrei. Für die Qualität der Verfassung oder der Institution, die dieses Handeln beschreiben könnte, ist ihre Kompatibilität mit einem sozialen Umfeld vollkommen unerheblich. In der Geste wird das Handeln der Figuren rein gefasst. [An dieser Stelle müssten wir von der Paradoxie handeln, dass sich die reine Geschichte in der tumultuös-unsauberen Form der Anekdote ausspricht.] Deshalb auch interessiert sich keine Geschichtswissenschaft für sie. So überlässt sie uns Philologen und Literaturwissenschaftlern kampflos das ganze weite Feld des Ausdrucks der Geschichte in den Formen der Literatur. Begründen wir also ein neues Fach! Als seinen Namen schlage ich vor: "Alte Geschichte". Ihr Gegenstand wäre die Politik, wie sie sich in, neben oder vor der durch jahrhundertelangen Abgleich sanktionierten Politik artikuliert. Von Freuds und C.G. Jungs Tauchfahrten zu den Abgründen des individualen und kollektiven Bewusstseins unterscheidet sie das Desinteresse an Codes und Verschlüsselung, an Symbolsprache und Kommunikation. Von den Spielen des *New Historicism* unterscheidet sie die Unlust, sich am Pathos der Rehabilitierung des Subkulturellen und Subliterarischen zu beteiligen. Mein bildzeitungslesender Chef wollte nie König von Deutschland sein. Er wusste wohl, dass er die Macht der Weltdeutung nur an diesem einen Ort ausüben und genießen konnte. Von dort aus betrieb er nicht nur die Erklärung der Welt, sondern auch die Rechtfertigung der methodischen Phantasie. Ihm, der vor bald einem Vierteljahrhundert in die ewigen Jagdgründe eingegangen ist, widme ich diesen kleinen Text.